

Lene Nissen und Christian Claussen waren Nachbarnsinder; drunten am Fischerthor wohnten die Eltern. Sie hatten zusammen gespielt und Kinderfreundschaft geschlossen...

Zu verwundern war's freilich nicht, denn am ganzen Fischerthor gab es kein schmückeres Mädel, als Nissen's Lene, und Christian Claussen war der gewandteste Burfch rund herum...

Lene's Eltern hatten gegen die Verlobung mit Nachbarns Christian nichts einzuwenden, doch hatte es mit der Hochzeit noch gute Wege, denn zuvor wollte Christian sein Steuermanns-Ergomen machen...

Wieder vergingen einige Jahre in schnellem Fluge. Christian hatte seine Fahrzeit erreicht und wollte zum Herbst auf die Steuermannsschule gehen. Erber kam er aber noch für einige Wochen nach Hause...

Christians bezog die Steuermannsschule in H. und mußte alle Kräfte anspannen, wenn er in der vorgeschriebenen Zeit das geforderte Ziel erreichen wollte. Trostlos sah er auch an Prüfungen...

So kam Christian auch in das Haus des Schiffreders Nils Jessen, und er fand sich angeheimel von dem Gaubers des Familienlebens, das er in dieser Weise noch nicht kennen gelernt und während der Seefahrtszeit überhaupt ganz entbehrt hatte...

Wie gemüthlich sah es sich um den runden Tisch, wie anmüthig wachte Hilba, die jüngste der Töchter, den Theepunsch zu freudigen! Nie hatte ihm Theepunsch, dies Nationalgetränk der Nordfriesländer, köstlicher gemundet. Unwillkürlich blickte er Hilba mit seiner Lene und dieser Vergleich fiel stets zu Gunsten der Älteren aus...

Lene hatte davon gehört. Eine feierhafte Aufregung bemächtigte sich ihrer und sie sah aus ihrer Helmbühmseligkeit heraus. Sie wollte Christian noch einmal sehen, zum letzten Male. Vergänglich suchte ihre Mutter sie davon abzuhalten. Lene ging hinab an den Hafen, wo der „Dainan“ am Bollwerk verankert lag.

Es war ein sonniger Frühlingstag; eine frische Brise wehte aus West, die losen Segel flatterten lustig von den Masten und geschäftig eilten die Matrosen an Deck auf und ab, um die letzten Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Jetzt kam auch Christian die Kajüten-treppe herauf, begab sich auf die Commandobrücke und bald erschoß der Besohel zur Abfahrt. Die Segel wurden angebracht, die letzten Laue, welche das Schiff noch an's Land fesselten, wurden losgemachen, und langsam setzte sich der „Dainan“ in Bewegung.

Noch einmal schaute Christian nach dem Ufer zurück, um die Abschiedsgrüße seiner Bekannten, die zahlreich daselbst versammelt waren, zu erwirken. Da traf sein Auge auch Lene, welche etwas abseits, bleich und starr wie eine Bildsäule stand. Er schrak zusammen bei ihrem Anblick, ein Zittern durchlief seinen Körper, und kramphast umklammerten seine Hände das Geländer der Commandobrücke. Aber nur einen Augenblick dauerte diese Schwäche, dann ermannte er sich und gab Befehl auch die Oberbramsegel zu setzen.

Aber sein Commandowort übertrug ein gellender Schrei, und als er sich umwandte, sah er, wie Lene sich in den Hafen stürzte. Den Booten in der Nähe gelang es zwar, sie zu retten, allein ihr Verstand war von Stund' an unmaachtet. ...

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 17. Beilage zum Nebrasta Staats-Anzeiger. No. 19.

um das Portal versammelt. Es fand eine Trauung statt, und auch Lene trat hinzu, gerade, als der Brautwagen vorfuhr. In schwerem Atlastkleide, den blühenden Nereisentrans und weißen Schleier im blonden Haar, entstieg die glückliche Braut demselben. Alle Blinde richteten sich auf die liebliche Erscheinung...

Aber kaum hatte sie ihn angesehen, als alles Blut ihr zum Herzen zurückströmte. War's Wirklichkeit, oder äffte sie ein Traum? Ja, es war wirklich Christian, der an der Seite der lieblichen Braut einher schritt. Glucktrahlend schaute er sich ringsum, als er die Stufen zum Portal emporstieg. Da traf sein Blick Lene, und als habe er ein Gespenst geschaut, so fuhr er zusammen. Nur einen Augenblick hatte er das todliche Gesicht Lene's gesehen, eine Sekunde hatten sich ihre Blicke begegnet, aber diesen unsäglich traurigen, vorwurfsvollen Blick würde er sein Leben lang nicht mehr vergeffen können, das fühlte er.

Die Trauung begann, aber Christian hörte nichts von den Worten des Geistlichen und Hilba mußte ihn erst anrufen, damit er auf die Frage desselben antwortete. Sein verändertes Wesen fiel allgemein auf, aber er schloß plötzlich Unwohlsein vor, das wieder vorübergehen werde. Später war er auch wieder heiler, aber seine Frohlichkeit hatte etwas Erzwungenes. Immer wieder tauchte das blasse Gesicht Lene's vor ihm auf. ...

Lene war wie gestorben. Sie weinte und lagte nicht, aber diese Stille, diese eilige Ruhe war bedrückend. Mechanisch verrichtete sie ihre Arbeit, aber oft hielt sie inne und starrte verständnislos in's Weite. Dann schrak sie plötzlich zusammen, griff mit der Hand an den Kopf, als ob dieser sie schmerzte und fuhr wieder mit der Arbeit fort.

Nach einigen Wochen kam Christian nach H., um die neue Barke, die ihm sein Schwiegervater geschenkt hatte, nach H. abzuholen. Lene hatte davon gehört. Eine feierhafte Aufregung bemächtigte sich ihrer und sie sah aus ihrer Helmbühmseligkeit heraus. Sie wollte Christian noch einmal sehen, zum letzten Male. Vergänglich suchte ihre Mutter sie davon abzuhalten. Lene ging hinab an den Hafen, wo der „Dainan“ am Bollwerk verankert lag.

Es war ein sonniger Frühlingstag; eine frische Brise wehte aus West, die losen Segel flatterten lustig von den Masten und geschäftig eilten die Matrosen an Deck auf und ab, um die letzten Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Jetzt kam auch Christian die Kajüten-treppe herauf, begab sich auf die Commandobrücke und bald erschoß der Besohel zur Abfahrt. Die Segel wurden angebracht, die letzten Laue, welche das Schiff noch an's Land fesselten, wurden losgemachen, und langsam setzte sich der „Dainan“ in Bewegung.

Noch einmal schaute Christian nach dem Ufer zurück, um die Abschiedsgrüße seiner Bekannten, die zahlreich daselbst versammelt waren, zu erwirken. Da traf sein Auge auch Lene, welche etwas abseits, bleich und starr wie eine Bildsäule stand. Er schrak zusammen bei ihrem Anblick, ein Zittern durchlief seinen Körper, und kramphast umklammerten seine Hände das Geländer der Commandobrücke. Aber nur einen Augenblick dauerte diese Schwäche, dann ermannte er sich und gab Befehl auch die Oberbramsegel zu setzen.

Aber sein Commandowort übertrug ein gellender Schrei, und als er sich umwandte, sah er, wie Lene sich in den Hafen stürzte. Den Booten in der Nähe gelang es zwar, sie zu retten, allein ihr Verstand war von Stund' an unmaachtet. ...

Ein Reise-Abenteuer. Frau Pietsch ist eine nette Frau, wirklich eine sehr nette Frau! Nur einen Fehler hat sie und das ist ihre ganz ungläubliche Schmaghseligkeit. Wenn Frau Pietsch einmal in's Fräischlein kommt, dann kann die Welt um sie herum dreht sich im Trimmer gehen, Frau Pietsch merkt nichts davon. Sie ist dann wie hypnotisirt und all' ihr Sinnen und Denken gilt einzig und allein dem süßen Fräischlein. Diese übertriebene Mittelmäßigkeit hat ihr schon so mancher Unannehmlichkeit bereitet, sie hat schon manchen Braten total an den Sinnen lassen, weil sie in der Zeit, wo sie dem Brautproceß ihre Aufmerksamkeit hätte schenken sollen, der Frau Nachbarin draußen auf dem Hausflur nachschaut, gerade erzählend mußte, wie viel Anderer sie als junges Mädchen gehabt, was damals die Ranne Quater gekostet und wie sie bei einem Guarter einmal von einem wilden Stier aufgespießt worden wäre. Aber einen so schlimmen Streich hat der Frau Pietsch ihre Schmaghseligkeit doch noch nicht gespielt, wie neulich, als sie ihre Schwester in Deuben besuchen wollte. Mit einem Tagesbillet 3. Klasse ausgerüstet, stieg die behäbige „Pietsch“ auf dem böhmischen Bahnhof zu Dresden in die ihr vom Schöffer angeordnete Wagen-Abtheilung, machte sich in der Ede bequem und dachte eben darüber nach, wie viel angenehmer es doch wäre, wenn sie nicht so allein fahren müßte, als die Coupee-Fähre noch einmal geöffnet wurde und eine mit Reisetasche und diversen Pappschachteln behetzte Dame einstieg. Das Aufsehen machte eroberte und fort ging's. Die Fremde schien etwas zurückhaltend zu sein, allein das war für Frau Pietsch kein Grund, die Anknüpfung einer Unterhaltung nicht wenigstens zu versuchen. Und siehe da, sie hatte Glück. Die Reisefährtin entpuppte sich nach dem ersten an sie gerichteten Worten gerade als eine recht reibliche Frau und nun war Frau Pietsch sofort Beherrscherin der Situation. In einer Viertelstunde wußte die Fremde, daß ihre Reisefährtin Caroline Pietsch hieß, eine geborene Schilke mit dem p die Frau des ehemaligen Bäckermeisters und jetzigen Privatius Pietsch sei und Mutter einer längst verheiratheten Tochter sein könnte, wenn das süße Geschöpf nicht kurz nach der Geburt gestorben wäre. Nach einer weiteren Viertelstunde war die Reisefährtin vollständig eingeweicht, was Frau Pietsch jeden Tag in der Woche zu machen pflegt, wie sie die voigtländischen Klöße, die ihr aus Reichensbach gehöriger Mann so gern mit Schöpfenbraten ist, zubereitet, daß sie recht stödig werden; wann sie früh aufstehen und des Abends schlafen zu gehen gewohnt ist; wie sie es anstellt, daß keine Motten in ihre Bekanntur kommen u. s. w. und nach einer weiteren halben Stunde hatte die Fremde im Anschlag an hunderte andere, überaus wichtige und unmöglich zu unterbreitende Mitteltheilungen bei einem Haare noch erfahren, wann, wo und wie Frau Pietsch einst ihren guten Jeremias kennen gelernt hat, wenn der Schaffner nicht plötzlich die Coupee-Fähre aufgerissen und ein kategorisches „Tharand!, aussteigen“ gerufen hätte. „Wa — wa — was, Tharand? O, du grundgütiger Himmel, ich will ja bios nach Deuben!“ so jammer't Frau Pietsch, worauf ihr der Schaffner in nicht gerade allzulieblichenem Tone erwidert, daß sie dann eben auf Station Deuben, wo laut genug abgerufen worden wäre, hätte aussteigen sollen. Jetzt bleibe ihr nichts weiter übrig, als für die übersahrene Strecke nachzugeben und sich ein Bilet zur Rückfahrt mit dem nächsten Zuge nach Deuben zu lösen. Eine schöne Bekörnung! Aber was half's, Frau Pietsch mußte in den sauren Apfel beißen und konnte noch von Glück sagen, daß der nächste Zug, mit dem sie ihr behäbiges Ich zurück transportiren lassen konnte, in einer halben Stunde sich in Tharandt einfand. Gröllen und Schmollend nach der Blag, ohne die im Coupee anwesenden beiden weiblichen Passagiere auch nur eines Blickes zu würdigen. Doch „mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu sechten.“ Die Lotomotiv hatte kaum zu puffen angefangen, als sich Frau Pietsch mit den Worten „Um Vergebung, sein Sie epper in Dresden bekenn!" angeredet sah. Schon die Gesehe der himpelschen Höflichkeit erforderten, daß hierauf eine Antwort erfolgen mußte und sie erfolgte mit der unserer „Pietschen“ eigenen Gründlichkeit. Einmal im Zuge, fühlte Frau Pietsch auch das Bedürfnis ihrem Herzen ob der ihr heute wiedererfahrenen Reise-Unbill Luft zu machen. Sie that ihren Bericht eben mit der von einem schwerer Seufzer begleiteten Versicherung geschlossen, daß ihr „so etwas“ in ihrem Leben nicht wieder passiren solle, als der Zug plötzlich hielt und die Station Potzhappel abgerufen wurde. Frau Pietsch wurde bleich, wie eine frischgebackene Wand, denn ein Blick durch's geöffnete Fenster hatte sie bereits belehrt, daß kein Jertum seitens des Schaffners vorlag. Sie bestand sich in der That in Potzhappel und hatte sonach die Station Deuben wieder überfahren. Das Ende vom Lied war nach kurzem erregten Wortwechsel mit dem schnozubärtigen Schaffner das Nachgeben der überfahrenen Strecke und die Abholung eines neuen Biletts von Potzhappel nach Deuben. Der nächste Zug, der von Dresden herabraste hielt in Potzhappel nur 2 Minuten und die mißglückliche Frau Pietsch schlüpfte, ohne den Schaffner auch nur eines Wortes zu würdigen, in das erste beste Coupee 3. Klasse. Ein schriller Pfiff, und fort ging's wieder, quer Deuben. Zwei Minuten später erschien der Schaffner am Fenster und Frau Pietsch reichte ihm sang- und klanglos ihr Bilet hin. „Ja, zum Donnerwetter, wie kommen Sie denn mit dem Bilet in diesen Zug? Der hält ja in Deuben gar nicht, sondern erst in Hainsberg!“ So schraubt der Schaffner die ihm wie eine böse Kape fixirte Frau Pietsch an. Es half nichts, die schwärgeprägte Frau mußte lochend vor Wuth, sich in ihr Schicksal ergeben und diesmal zuungunsten Deuben vorüberdampfen. In Hainsberg, wo sie wieder nachzugeben hatte, gab man ihr den etwas hochstehenden Rath, das Schicksal nicht weiter herauszufordern und lieber zu Fuß nach Deuben zu wandern. Aber Frau Pietsch hätte: „Guch werde ich was hülfen. Ganz Deuben lautz mir 99 mal den Bidel raus und rünteier gen.“ Damit schreift sie zum Bilet-schalter und löste sich eine Fahrkarte nach — Dresden. Erst unterwegs fiel

ihm ein, daß sie damit ihren Geldbeutel ganz unvorsichtigweise geschädigt hatte, da sie ja bereits im Besitz eines Tagesbiletts war und nur noch für die kurze Strecke von Hainsberg bis Deuben hätte zu zahlen brauchen. „Aber ich war von dieser elenden Hin- und Hertauferei schon ganz verdroht im Kopfe.“ so versicherte sie zu Hause ihrem still in sich hineinsinkenden Jeremias.

Rinderhandel in China. Der Handel mit Kindern, besonders mit Mädchen, der zu allen Zeiten in manchen Theilen Chinas mehr oder weniger stark betrieben wird, scheint besonders in der ersten Zeit nach dem Kriege mit Japan in der chinesischen Mandchurie an der Tagesordnung gewesen zu sein. Der Krieg brachte dort alle Geschäfte auf längere Zeit in's Stoden, so daß die Handleute, die selbst in guten Jahren von dem Ertrage des nicht sehr fruchtbaren Bodens nur gerade leben können, bald schwere Noth litten. Wenn die Hungersnoth sie dann bedrohte, jedoch nicht eher, verstanden sie sich dazu, ihre Kinder zu verkaufen. Der „Japan Mail“ zufolge giebt es in der Mandchurie regelrechte Kinderhändler. Ein japanesischer Kaufmann, der kürzlich die dortige Gegend bereiste, sah zum Beispiel einmal ein altes Weib mit fünf bis sechs Kindern im Alter von fünf bis zwölf Jahren umherziehen. Es war sehr bemitleidenswerth, sagt er, diese unschuldigen Wesen in Lumpen und barfuß hinter der alten, Menschenhändler treibenden Hege herlaufen zu sehen. Der Preis für angenehm aussehende oder kluge Kinder schwankt zwischen \$1 und \$2, aber in den meisten Fällen wird sehr viel weniger geboten. Die Sklavenhändler lassen sich durchweg eine schriftliche Versicherung geben, daß die Eltern ihre Kinder niemals zurückfordern wollen. Sklavennaben werden in der Regel gut behandelt, denn sind sie nur etwas ansehnlich, so hofft man sie später geschäftlich verwenden zu können, aber Sklaabensmädchen haben, wenn sie nicht hübsch sind, meistens ein schlimmes Loos. Besonders in Fällen, wo der Händler keine Mädchenwaare nicht rasch genug absetzt, müssen die armen Geschöpfe oft viel ausstehen. Von hartberzigem Eigenthümern wird dieser Umstand nachher dazu benutzt, die Mädchen bei dem geringsten Widerstande durch die Drohung einzuschüchtern, man wolle sie an die Händler zurückgeben. Der erwähnte japanische Kaufmann sah in Kiu-sichung ein so übel zugerichtetes Mädchen, daß er die Kermfle aus Mitleid ankaufte, um sie zu seiner Dienerin zu machen. Die Knaben haben es besser. In vielen Fällen wird ihnen, sobald dies angänglich ist, von Kaufleuten die Leitung eines Zweiggeläfts übertragen, und da sie in jeder Weise von ihren Herren abhängig sind, so können sie gar nicht anders, als nach Kräften für ihr Geschick sorgen. Hierin liegt einer von den Gründen.

Eine seltsame Wette. Aus Moskau, Rußland, wird berichtet: Eine junge Dame wünschte in einer ausländischen Universität ihre Studien fortzusetzen, doch fehlten ihr hierzu die erforderlichen Mittel. Da hörte sie von dem Moskauer Philanthropen P., und als bald begab sie sich zu diesem und bat ihn in herzlichen Worten um materielle Hülfe. P. hörte ihre Bitte liebenswürdig an, erklärte ihr aber dann, daß er grundsätzlich nicht ablehne, einem bedürftigen Menschen zu helfen, doch wisse er viele Beispiele, wo die Hülfe nicht zu dem gewünschten Ziele geführt habe: gerade Personen, welche zur Fortsetzung ihrer Studien seine Hülfe in Anspruch genommen, hätten sich später als willens- und energielos erwiesen und ihre Sache auf halbem Wege geworfen. Deshalb habe er den Gedanken aufgegeben, unbekanntem Leuten irgendwie zu helfen. Die junge Dame ließ sich mit dieser Erklärung jedoch nicht abweisen; sie bat Herrn P. vielmehr, ihr eine Auskunft zu stellen, welche ihre Energie und Unternehmungslust beweisen könnte. Nach einigem Schwanken dictirte Herr P. der jungen Dame die Bedingung, innerhalb zweier Monate eine halbe Million Pferdebahnsfahrtscheine zu sammeln, wofür sie die Mittel zum Studium auf die Dauer von fünf Jahren erhalten solle. Liebere sie die Forderung nicht zur Zeit ab, so müsse sie fünf Jahre bei einer Verwandten des Herrn P. unentgeltlich als Gouvernante dienen. Diese Bedingung wurde von beiden Seiten in Gegenwart von Zeugen unterschrieben. Dieser Tage brachte die junge Dame Herrn P. die bedungene halbe Million Fahrtscheine; sie hatte sofort nach Unterzeichnung des Vertrages alle ihre Verwandten und Bekannten von der Wette in Kenntniß gesetzt, und ruhig und rasselte nicht, auch noch weitere Kreise für ihre Sache zu interessiren.

Der König und seine Advokaten.

König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen konnte die Advokaten nicht leiden und hatte denselben streng geboten, nur schwarze Kleider und ein schwarzes Mäntelchen zu tragen. Sie mochten sich in dieser Tracht wohl etwas kurios ausnehmen, weshalb die Berliner Drechsler auf die Idee kamen, nach ihrem Muster allerlei kleine Figuren zu drehen, welche die Advokaten dem Bißge der Bevölkerung aussetzten. Darüber beleidigt, daten sie den König um eine Audienz, die ihnen gewährt wurde, und in welcher sie ihre Beschwerden gegen die Drechsler vorbrachten. Der König hörte sie ruhig an, dann schickte er einem Diener und gab diesem leise einen Auftrag. Derselbe entfernte sich und brachte alsbald dem König einen in ein Papier eingewickelten Gegenstand. Der Monarch entfernte das Papier, und nun sahen die Deputirten eine kleine Puppe in blauem Hut, aus dem Kopfe einen dreieckigen Hut und einen geschwungenen Rohrstock in der Hand.

Der König hielt diese possierliche Figur dem nächststehenden Advokaten rasch vor das Gesicht und herrschte ihn an: „Wer ist das? Antwort!“ Der Advokat erblödete und stotterte: „Majestät vergehen!“ „Maul halten!“ schrie der König. „Kennt Er den? Wer ist's?“ „Guere Majestät selbst!“ stotterte der Rechtsmann.

Rum feht ihr, sprach der König zu den Deputirten: „Ihr verlangt, ich soll euch vor solcher Popanerei beschützen, und ich muß sie mir selber gefallen lassen! Ich kann doch den Drechslern das Gesicht nicht verbergen!“ Die Advokaten jogen ab, und als das Urtheil des Königs bekannt wurde da belamen sie den Berliner Bißge recht zu fühlen.

Ein lustiger Streich von Grover Cleveland.

Der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerika's (geb. den 18. März 1837) besuchte als Knabe eine „Boarding School“ in New Jersey. Einmal nun hatte er einen lustigen Streich gemacht, für welchen er eine Anzahl Schläge mit dem Lineal auf die flache Hand bekommen sollte. Noch ahnte der Schüler nicht das Strafgericht, das über seinem schuldigen Haupte schwebte, und er spielte daher bis zum Anfang der „Stunde“ ganz munter „Murmeln“ und beschmierte sich dabei die Hände ganz absichtlich. So eilte er auf seinen Platz. Raum sah er aber, als ihn schon der Lehrer an's Pult rief, ihm in strengen Worten seinen Fehltritt vorwarfend und drohend das Lineal schwingend. Der kleine Cleveland warf während der Strafpredigt einen schnellen Blick auf seine Hände, spuckte rasch in die Rechte und wusch sie, bevor er sie zur Strafe hinhielt, den heißen Schweiß verflüchten an seiner Kutte ab; die linke Hand hielt er auf dem Rücken verborgen. Der Lehrer besah die entsetzlich schmutzige Hand und sagte mit leichtem Spötle: „Höre, Junge, wenn Du im Stande bist, in der ganzen Klasse eine andere Hand aufzufinden, die noch schmutziger ist, als diese, so schenke ich Dir für heute die Strafe.“ Ohne ein Wort zu sagen, nur mit einem gutmüthig schlaun Lächeln, das ihm heute noch eigen ist, jog der junge Cleveland jetzt rasch die verfluchte linke Hand hervor und zeigte sie dem Lehrer. Nur mit Mühe konnte dieser sein Lachen verbergen, während die ganze Klasse in lautes Jauchzen ausbrach. „Du kannst auf diesen Platz gehen,“ sagte der Lehrer, und triumphirend folgte der tünstige Präsident dem Befehl.

Unter guten Freunden.

Agnes: „Weißt Du, ich möchte einen Mann haben, der recht anpruchlos ist!“ Flora: „Sei nur ruhig, einen anderen kriegst Du auch garnicht!“

Gelegentlicher Rath.

„Ach, gnädigste Frauenlein, fabelhaft langweilige Gesellschaft hier — fünfzig Menschen versammelt und kein Fünftchen Geiſt!“

„Ad oculos“ demonstrirt.

Mann: „Was, die Uhr ist zwölf, und Du sitzt noch zu Letzt?“ Frau: „Was soll ich thun, Du wolltest mir's ja nicht glauben, als ich Dir ankerte, daß ich kein anständiges Kleid anzuziehen habe.“